

Zum eidgenössischen Gedenktag

Autor(en): **Krebs, Werner**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **24 (1934)**

Heft 30

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-642273>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

zu sehen bekommen. Das Auto ist ein Saurer. Es hat achtundzwanzig Pferdekraft. Der Motor ist ein bißchen heißgelaufen. Der Chauffeur hat auch gesagt, daß der Meister ein flotter ist. Er bezahlt alles, wenn seine Arbeiter schon Sozi sind. Er ist auch bei ihnen, wir haben ihn gesehen. Er hat einen weißen Schnauz.“

Punkt und Schluß.

Bersonnen stand ich vor den aufgeregten Buben und lächelte unmerklich vor mich hin. Sie waren gespannt, was ich zu ihrem Bericht zu sagen hätte. Eine ganze Weile mußten sie sich gedulden, bis ich mit herzlicher Freude sprach:

„Der Chauffeur hat recht, Buben, der Meister ist ein flotter.“

Alle weiteren Worte sparte ich. Das schöne, aufwühlende Erlebnis der Buben ertrug keine mehr oder minder passende Anwendung.

„Sie kommen herauf zu uns.“

Ich sah mich um. Ja, vom Kurhaus her bewegte sich eine Gruppe von Männern auf unsere Anhöhe zu. Ich erkannte in ihnen gleich eine Schar von Fabrikarbeitern: hagere Gestalten, furchige Stirnen, zernarbte Fäuste, billige Kleider, blaue, gestreifte Hemden. Da fiel mir ein:

„Wollen wir ihnen auch eine kleine Freude bereiten, Buben? Vielleicht hören sie gern ein Lied ...?“

Rasch schlossen sich die Buben zum Halbkreis. Ich stimmte an, und dann erscholl ein taktfestes, frohes Marschlied aus zwanzig jungen Kehlen. Hell klang es über die Alp hin und den langsam ansteigenden Arbeitern entgegen. Ueber ihre Gesichter flog ein warmer Schein. Sie beschleunigten sofort den Schritt und umringten meine Schar. Die Buben warfen sich in die Brust und sangen wie die Lerchen.

„Noch eins, Buben, das war schön.“

„Noch eins, Buben, seid so gut.“

Gerne willfahrten wir dem stürmischen Wunsch. Die Arbeiter lauschten andächtig, und trotzdem wir mitten in der zweiten Strophe übel entgleisten, klatschten sie anhaltend Beifall.

Als wir wieder still geworden waren, angelte ich mir aus dem Trüpplein heraus den Hans Tanner, meinen besten Rezitator.

„Ihr habt heute einen prächtigen Teil unseres Schweizerlandes gesehen, Buben. Unserer schönen Heimat und dem 1. August zu Ehren wollen wir nun ein Gedicht hören. Hans ...“

Der Bub verschränkte die Arme auf dem Rücken und begann mit lauter, klarer Stimme:

„O mein Heimatland, o mein Vaterland,
Wie so innig, feurig lieb ich dich ...“

Die schönen Verse klangen gut und wahr. Aus den Augenwinkeln beobachtete ich die Arbeiter. Einer lächelte verbissen. Ein anderer schaute mit kaltem Blick ins Leere. Einige hielten die Köpfe gesenkt. Aber alle standen ruhig und lauschten.

Plötzlich wurde Hans Tanners klare Stimme unsicher. Er stockte, wiederholte sich, brach ab — und verstummte ganz. Und dann geschah etwas ganz Seltsames.

Bevor ich ihm zurecht helfen konnte, trat einer der Arbeiter einen Schritt vor und sprach mit dunklem, trübendem Baß die beiden nächsten Verse:

„Als ich fern dir war, o Helvetia,
Fakhte manchmal mich ein tiefes Leid ...“

Mit einem unendlich dankbaren Blick schaute Hans Tanner zu ihm. Da schoß dem Manne das Blut wie eine Flamme in Antlitz. Er trat zurück. Der Bub aber sprach das Gedicht zu Ende.

Schweigen. Nur der Wind harfte in den Tannen. Fünf Minuten später brachen wir auf.

Als wir eintauchten in den kühlen Schatten des Bergwaldes, drängte sich Hans Tanner an meine Seite.

„Was ist, Bub?“

Er zögerte. Endlich fragte er schein:

„Warum wurde der Mann so rot, als er mir zurecht geholfen hat?“

Ich strich ihm leise über die krausen Locken:

„Was weiß ich, Bub? Vielleicht wollte er dir gar nicht helfen. Aber es war wohl eine lang gefesselte Kraft in seinem Herzen, die wurde plötzlich frei und zwang ihn dazu.“

Zum eidgenössischen Gedenktage.

Das Gefühl der Vaterlandsliebe, das jedem wohlgefinnten und vernünftigen Menschen selbstverständlich sein sollte, da es seine Wurzel in der Liebe zur angestammten Heimat hat, befeelt wohl am Tage der Bundesfeier noch in höherem Maße jeden recht denkenden Schweizerbürger, denn er hat ja einen ganz besondern Grund, sein schönes freies Vaterland zu lieben.

Die durch gemeinsame geschichtliche Erlebnisse erzielte innige Verbundenheit verschiedener Volksstämme macht das Wesen der Eidgenossenschaft aus und ist in ihrer Eigenart ein Vorbild für die ganze Welt, um das uns andere durch Rassenhaß zerrissene Länder beneiden.

Damit diese Verschiedenheit der Stämme, der Sprachen, der politischen und religiösen Auffassungen und der wirtschaftlichen Interessen die Eidgenossen niemals zu entzweien vermöge, müssen wir uns noch besser zu verstehen lernen und uns bestmöglich entgegenkommen, damit wir in Stunden der Gefahr als ein einig Volk von Brüdern auch gegen außen feststehen. Der Geist des Friedensstifters von Stans, des Niklaus von der Flüe, und die mahnenden Worte Attinghausens sollen uns stets gegenwärtig sein.

Dies heute um so mehr, als wir uns in einer ganz Europa beherrschenden, gleichzeitig wirtschaftlichen, sozialen und politischen Krise befinden, deren Dauer und Folgen zu überblicken nicht möglich ist. Diese Weltkrise zieht auch unser Heimatland in Mitleidenschaft und wird von vielen Bürgern noch viel zu wenig erkannt und berücksichtigt.

Wie allerorts sind auch bei uns infolge dieser Krisen mancherlei Strömungen vorhanden, deren Träger nach politischer und wirtschaftlicher Macht streben. Wir müssen sie mit dem dem Schweizer angeborenen Wirklichkeitsinn, mit aller Aufmerksamkeit und Behutsamkeit, ohne Furcht, aber auch ohne Saumeligkeit behandeln und in die richtige Fährte zu leiten verstehen.

Wir müssen alle guten geistigen und organisatorischen Kräfte der bürgerlichen Gesellschaft zu vereinigen suchen, damit wir in allfälligen entscheidenden Stunden einig, besonnen und tatkräftig allen den Frieden und die Ordnung zerstörenden Versuchen siegreich zu begegnen vermögen.

Lassen wir uns auch nicht entmutigen durch die mancherlei wirtschaftlichen und sozialen Mißstände, die momentan den Behörden und dem einzelnen Bürger große Sorgen bereiten. Jeder Bürger, ob alt oder jung, ob hochgestellt oder gering, namentlich auch jede Schweizerfrau, kann dazu beitragen, daß die Notlage gemildert wird, indem sie dem einheimischen Schaffen ihre Unterstützung gewähren.

Freilich sollten wir unser Wirtschaftsleben noch brüderlicher zu gestalten suchen. Bemühe sich jedermann, eine Volksgemeinschaft zu schaffen, in der jeder sein gutes Recht und vermöge seines Fleißes und seiner Rechtschaffenheit ein sicheres Auskommen finde.

Trösten wir uns mit der Tatsache, daß im Vergleich zu andern Staaten und Volksklassen unser Land noch weit besser dasteht. Unser Volk und Staat sind trotz aller Nöte gesund, zum Verzweifeln ist kein Grund; aber seien wir auch gewärtig, daß der volksgemeinschaftliche Opferinn noch manche harte Probe zu bestehen haben wird.

Die Bundesfeier soll uns statt mit Wehklagen, die nichts helfen, mit Dank erfüllen für die Vorsehung, daß unser Land vermöge des Freiheitswillens und der Tatkraft unserer Vorfahren seine Unabhängigkeit bewahrt hat. Wir alle schulden Dank dem Lande, dessen Zugehörigkeit uns beglückt. Ohne Ueberhebung gegenüber andern Völkern dürfen wir froh und stolz sein auf unser Schweizerbürgerrecht. Suchen wir jederzeit uns seiner würdig zu erweisen durch treue Erfüllung aller Bürgerpflichten.

Wir dürfen auch auf unsere Wehrkraft vertrauen. Denn wer, sei es von innen oder von außen, unsern Landesfrieden bedrohen wollte, müßte es erfahren, daß sie stark genug ist, uns die Heimat zu schützen und zu sichern.

So mögen denn am 1. August beim feierlichen Klang aller Glöden im ganzen Schweizerlande die Brüder aller Stämme und Stände sich einträchtig geloben, dem Vaterlande Liebe und Treue zu bewahren! **Werner Krebs.**

E Bundesfyr i der Stilli.

Mi git sech i de letschte Jahr hie z' Bärn alli Mueh, für ne würdigi Bundesfyr z'veranstalte u das unsinnige Chleppe u Ehrache mache z'verschwinde. I der alte Stadt inne hets afange guetet. Derfür geit de i de Ußerquartier albe d'Höll los! Solang d'Behörde halt nid d'Fabrikation vo däne dumme Frösche u Knallbombe dürfe verbiete, so lang besseret's nid. Wie sinnlos isch doch da blöd Lärme! Glaubet der öppe, d'Schwyz wäri z'Stand cho, we sie denn zumal uf em Rütli so ne schükliche Ghrach hätti gmacht? Nei, niemals! U mir übergängde Mönstche vom zwanzigschte Jahrhundert sötti doch sövel vernünftig sy, d'Freud am Geburtstag vom Vaterland uf anderi Art chönne z'zeige, als dür ds Abänggle vo Betarde! Aber i wott nid lang läärs Strou dröfche — i ha's längschte ufgeh, hie z' Bärn der erscht Augsichte z'fyr. Am Namittag vo üsem Nationalfest fliehn i us Stadt u Muure use, nihme der Ranf gägem Oberland, schwänke i ds Randertal ine u ha bim Blausee still. So, da i däm chüehle Wald, wo sech prächtigi Wägli zwüsche grünen überwachsene Felsblöck dürre schlängle, da chan i zgrächtem ufatme! Wie ne schöne Traum ligt ds Wunderjeeli da, umgäh vo dunkle Tanne un ngrahmt vo stozige Flüe. Allimal wider mueß i stuune ab däm märchehafte Blau vo sym Wasser. Mal's nahe, we de chasch! — Zwüsche de Bäum dürre schimmere d'Doldehörner wie ne Stod gschwungni Nidle. Uf hölzige Bänk sitze d'Kurgeschicht u gniebe die schöni Natur. Vom grüne Mätteli abe ghört me Gloggeglüt. Dumpf ruuschet d'Rander i der Schlucht. — Wohl, da isch Ruch u Friede — da cha me si sammle zunere ärschte Fyr! — — D'Dämmerung chunnt. Ufem freie Platz vor em Kurhus, uf em Bruggli, a de Bäum rings ume See, überall wärde Champions ufgmacht. — Zwöu-drümal lüüchte d'Firne uf im Aberot — de sinke sie zrüg i violett Dunscht. Wehmüetig fash tönt es Alpehorn vo der Hööchi abe — „still, a de Bärge wirds Nacht ...“ — Us em Wald use chunnt vil Bolch. Es sy d'Mitholzer u d'Randergrunder u d'Feriendind vo Murte u vo Basel. Sie sammle sech am Ländtiplatz. — „Großer Gott, wir loben dich!“ Fyrlech tönt der Psalm i die stilli Nacht. — Jez fladerets uf — Liechtli — Liechtli — ganzi Berleschöttine! — Oh, lueget jez, wie schön! I zwone Gruppe gange d'Chind um ds Seeli um mit Fadle — verschwinde hinter emene Felse — chöme wider vüre. Jez chrüze sech die zwe Züg! Wie das funklet u lüüchtet u irrliechteret! — — Zwo Barke mit Champions fahre über ds Wasser, voll vo Lüt — sie singe alti Heimatlieder. Uf der Birre brönt es Füre — u dobe am Schafbärg o! Uf em Mätteli obe wirds häll — mächtige Flamme lodere-n-uf u spiegle sech wieder im Wunderjeeli — Rageete zischen use gäge Himmel

— farbigi Chrugle fallen abe u vergah i der Nacht. Uf ds Mal erstrahlt alles im magische Glanz! Ds Seeli u d'Tanne, ds Kurhus u d'Lüt wo ringsum stah, sy taghäll belüüchtet — de wirds wider fyszter u still — — Ds Bolch strömt i schön beghränzt Neß-Saal. Es Schichtli wei sie no ghöre, es paar Bieder wärde no gsunge vo der ganze Gemeind — u still, wie sie sy cho, gange d'Lüt wider dürre Wald u heizue. Es paar einsami Liechtli änet am Seeli zündte wie Chertli i die fyszteri Nacht — — —

U die ganzi Fyr: ohni Fröscheghrach u Böllerchüh — — ohni Vaterlandsred u dreifachs „Hoch!“ — Sei mer de d'Hauptsach vergässe derby? Nei — es wird dobe am Blausee meh a üsi schöni Heimat gsinnet als i mäntger lute, feschtleche Gsellshaft. Aber mir bruuche der Liebi zu üser Schwyz nid dür Plazbombe Usdrud z'gäh — mir tüe üsi patriotische Gfühl nid usebrüele — ganz für us, im innerschte Gänterli, tüe mer hätte für ds Vaterland u tüe em Schicksal danke, daß mir grad hie dürre deheime sy — u da still Dank u das hübscheli Bätte für us selber nütze vilich meh. **Emil Balmer.**

Das Stadtbataillon 28 anno 1914. (Zum 20. Jahrestag der Mobilisation.)

Von Peter Christen.

4

Erste Kriegseindrücke.

Auf der kurzen, aber entsezlich langsamen Weiterfahrt nach Delsberg, wo der Zug alle fünf Minuten längere Zeit auf offener Strecke Halt machen mußte, erfuhren wir Einzelheiten über diesen „französischen Einbruch bei Delle“. Die Lokomotive eines zurückfahrenden leeren Transportzuges kam bei einem solchen Halt neben uns zu stehen. Man hatte sich von Moutier weg über die Mittagsverpflegung hergemacht. Von der Militärküche war Tee, Brot und Wurst gefast worden, komplettiert durch verschiedene andere private Zutaten. Damals wurde auch die Bezeichnung „Bovetkämpfer Pfarrer Bovet, womit das Tee-, „Lürlwasser“ gemeint war. Es wurde dem persönlichen Geschmac angepasst durch Zugieken aus der „Wändtele“, die bis in den Winter hinein große Mode war. Dann gab es auf höhern Befehl allgemeines Begräbnis dieser beliebten Guttern, mit dem heimlich stets wieder umgangenen Alkoholverbot wurde jetzt rigoros Ernst gemacht. Vorerst sind wir aber noch zwischen Moutier und Delémont.

Also, wie wir am schönsten beim Dinieren waren, kamen wir natürlich mit den zwei Männern auf dem Stahlroß nebenan ins Blaudern, und erfuhren von ihnen den neuesten „Savas“: Französische Infanterie war bei Delle über die Grenze getreten und stand im Kampfe mit unsern schwachen Landsturm-Detachements. Die Zivilbevölkerung sei aufgeboten worden zum Herstellen rückwärtiger Drahthindernisse. Wir, die III. Division, hätten nun den Feind wieder aus dem Lande zu werfen!

Mit Windeseile pflanzte sich dieser Kriegsbericht den Wagen entlang fort. Ich muß gestehen, wir hatten plözlich keinen Appetit mehr! Die diversen Konserven, Würste und Schöppli verschwanden rasch wieder in den Brotsäcken. Doch schon ziemlich nahe der Grenze (in der Luftlinie nach Norden nur noch 20 Kilometer entfernt), war also Aussicht vorhanden, am frühen Nachmittage schon ins „Gras beißen“ zu müssen. — Eine etwas brenzlige Sache! Rasch mußten noch letzte Brieflein geschrieben und auch Testamente über seine Hinterlassenschaft aufgesetzt werden.

Doch es siegte bald wieder der Humor. Auf der Station Delsberg klärten uns die Offiziere, denen die Schauer- mär auch zu Ohren gekommen war, auf, daß das alles